

## **Predigt zu Lukas 18, 9 – 14**

### **Thema: Andere verachten bringt nichts**

*Zu einigen, die sich voller Selbstvertrauen für Gerechte hielten und die übrigen verachteten, sagte Jesus das folgende Gleichnis: Zwei Menschen gingen hinauf zum Tempel, um zu beten; der eine ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. Der Pharisäer trat hin und betete bei sich selbst so: Gott, ich danke dir, dass ich nicht wie die übrigen Menschen bin – Räuber, Rechtsbrecher, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner hier. Ich faste zweimal die Woche und gebe den Zehnten von allen meinen Einkünften.*

*Der Zöllner dagegen stand ganz hinten. Wagte seine Augen nicht zum Himmel zu erheben, sondern schlug sich an die Brust und sagte: Gott, sei mir Sünder gnädig! Ich sage euch: Dieser ist nach Hause zurückgekehrt als der, der Recht bekommen hat – jener nicht. Denn jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt; doch wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden.*

Ich behaupte: Diese Geschichte wiederholt sich seither bis heute hin in millionenfachen Varianten. Sie ist also überhaupt nicht überholt, sondern hoch aktuell. Denn selbstgerechte Menschen finden sich nicht nur in der Politik, sondern auch in der Kirche, in der Wirtschaft, bei Vereinen und in Familien sowie in Nachbarschaften. Sie machen nicht nur das Klima im jeweiligen System kaputt. Das alles zieht sogar noch weitere Kreise. Denn meistens geht eine solche Selbstgerechtigkeit mit der Verachtung von anderen Menschen einher.

Wir brauchen uns also nicht zu wundern, warum oft in den Familien und Nachbarschaften, in Politik und Kirche, in Wirtschaft und Vereinen „die Säge klemmt“ und die Stimmung gegen Null tendiert. Ich möchte darum zu diesem Gleichnis von Jesus eine Geschichte aus unserer Zeit dazusetzen. Ihr werdet herausbekommen, wer in dieser Geschichte dem Pharisäer aus Jesus Gleichnis ähnelt. Und wer sich wie jener Zöllner verhält. Wie gesagt: Diese Geschichte könnte in unserer Stadt oder auch anderswo spielen. Aber das ist wohl ziemlich egal. Wichtiger ist, dass wir dabei beobachten: Wer gleicht hier diesem Pharisäer und wer jenem Zöllner?

Eigentlich war Sven nur seinem Nachbarn nachgeschlichen. Denn er wollte herausbekommen, wo der schon wieder hinget – dieser scheinheilige Spießer. Klar, das hätte er sich doch denken können: In die Kirche zum Gottesdienst. Dass ich so blöd war und nicht gleich selber darauf gekommen bin, dachte Sven. Da saß er auch schon in der letzten Bank der Kirche. Von hier aus konnte er Herrn Sommer, seinen Nachbarn, jedenfalls gut beobachten.

Als dieser noch einmal aufstand, um sich hinten in der Kirche ein Gesangbuch zu holen, trafen sich kurz ihre Blicke. Du scheinheiliger Spießer, dachte Sven. Du hast deine gesicherte Rente, dein Haus, deine Familie. Was weißt du schon von mir? Er biss die Zähne zusammen, um seinen Ärger einigermaßen unter Kontrolle zu halten. Als er gerade aufstehen und wieder gehen wollte, fragte ihn eine ältere Frau, ob der Platz neben ihm noch frei sei. Er nickte und blieb sitzen.

War es die Orgelmusik oder nur die schlichte Schönheit dieser Kirche? Herr Sommer war bald vergessen. Erinnerungen an früher stiegen in Sven auf. Plötzlich fiel ihm wieder ein, wie er in der achten Klasse war, kurz nach seiner Konfirmation. Mein Gott, dachte er, so lange war ich nicht mehr in einer Kirche. Seine Eltern hatten sich scheiden lassen. Die Gründe dafür konnte er nie ganz verstehen.

Er musste sich damals entscheiden, zu wem er ziehen wollte. Da er ganz genau wusste, dass seine Mutter sich ihm gegenüber nicht durchsetzen konnte, zog er lieber zu ihr. Seine Mutter hatte diese Entscheidung als einen Vertrauensbeweis für sich angesehen. Nein, dachte Sven auf einmal, was war ich nur für ein Egoist: Ich habe meine Mutter benutzt, um meine Pläne von einem bequemen Leben durchzusetzen.

Die Abschlussprüfung in der Hauptschule hatte Sven nicht bestanden. Er erzählte damals allen, dass er nun endlich frei sei, seinen Weg zu gehen. Und einige bewunderten ihn sogar deswegen. Aber dieses Hochgefühl hielt nicht lange an. Er spürte, wie sich eine wachsende Unruhe in ihm breit machte. Die alten Freunde hatten alle ein Ziel, eine Laufbahn vor sich. Und er? Fieberhaft versuchte Sven, neue Pläne zu schmieden. Eine Musikgruppe wollte er gründen. Sein Musiklehrer hatte damals gesagt, er sei musikalisch. Später wollte er zur Armee, schließlich auswandern. Doch

aus alledem wurde nicht viel. Stattdessen erlebte er: Wenn du einmal raus bist, kommst du nur schwer wieder rein. Und falls du erst einmal draußen bist, lassen sie dich allein.

Gut konnte sich Sven noch an jene Szene erinnern, welche er bald darauf miterlebte. Eine Gruppe Jugendlicher hatten zwei Farbige erst angepöbelt und dann angerempelt. Obwohl er eigentlich Gewalt verabscheute, faszinierte ihn diese Gruppe irgendwie. Beruht nicht im Grunde das ganze Leben darauf, das größte Stück Kuchen, den Platz an der Sonne zu erlangen? Und zeigt nicht schon die Natur, dass der Stärkere siegt, musste Sven immerzu denken!

Er hatte sich dann bald von jener Clique einladen lassen. Manches an ihnen und ihren Ansichten blieb ihm fremd. Doch allmählich wuchs in Sven ein Gefühl von Selbstbewusstsein und Stolz. Er war auf einmal nicht mehr nur eine Nummer. Nein, er wurde vielmehr für eine bessere Zukunft gebraucht. Du bist ein Deutscher, sagten sie ihm. Und du hast ein Recht auf Arbeit, musst gegen diejenigen kämpfen, welche dir diese wegnehmen wollen. Als Mutprobe hatte er in der Nacht vor dem 4. Advent einige Fensterscheiben des Asylantenwohnheims eingeworfen.

Was hatte eben der Pfarrer gesagt? „Du bist ein Gott, der mich sieht“! Warum merke ich gerade bei diesem Satz auf? Sven wollte ihn schnell wieder vergessen. Aber so einfach ging das nicht. „Du bist ein Gott, der mich sieht.“ Sven ließ das nicht mehr los. Auf einmal schämte er sich. Wie er doch auf diese Gruppe hereingefallen war. Jetzt wurde ihm auf einmal klar: Die Typen haben ja nichts weiter als einen sicheren Riecher für dich, deine Unsicherheit, deine innere Leere, dein Suchen nach einer neuen Gruppe, die dir so etwas wie Nestwärme gibt. Dann finden sie dich und verschaffen dir so etwas wie ein neues Ansehen. Aber gerade das macht es dir so schwer, dort wieder auszusteigen.

„Gott“, sagte er auf einmal wie in einem stillen Gebet. „Gott, wenn du mich sehen kannst, hier bin ich. Was ich sonst vorzeige, ist mir wie Sand aus den Händen geronnen. Die Entschuldigungen, welche ich anderen vorbete, sind nichts als Täuschungen. Nun stehe ich vor dir. Und ich spüre: Ich habe nichts als leere Hände. Übriggeblieben ist nur ein scheinbar unstillbares Verlangen, einfach von jemanden in den Arm genommen und

um meiner selbst willen geliebt zu werden.“ Sven spürte, wie ihm eine Träne in die Augen stieg. Er schaute prüfend nach der alten Dame neben ihm. Ob die etwas bemerkt hatte? Wahrscheinlich nicht, denn sie schien ganz ins Hören vertieft zu sein.

Doch irgendwie bin ich fremd hier, dachte sich Sven schließlich. Die Worte des Predigers klangen wie aus einer anderen Welt. Auch kannte er viele Melodien nicht. Und etliche der alten Texte waren ihm nur schwer verständlich. Erst beim Vaterunser schloss er sich der Gemeinde wieder an. Unwillkürlich musste er an seinen Vater denken. „Sven, du bist keiner von diesen; du bist kein Rechtsradikaler“, hatte der bei seinem letzten Besuch zu ihm gesagt. Eigentlich, so sagte sich Sven jetzt, bin ich auch keiner von ihnen. Ich habe mich diesen nur immer enger angeschlossen, je mehr mich die anderen ausgeschlossen haben.

„Gott“, sagte er noch einmal leise vor sich hin, „du siehst mich. Und vor dir habe ich auf einmal wieder Mut, mir selbst ins Gesicht zu sehen.“ Sven wusste noch gar nicht, wohin ihn der nächste Schritt führen würde. Doch er verspürte so etwas wie eine tiefe Zuversicht: Du findest schon noch deinen Weg. Das war solch ein starkes Empfinden, wie wenn jemand nach langem Strampeln wieder Grund unter den Füßen gefunden hat. Draußen vor der Kirche stand plötzlich Herr Sommer vor ihm. Der wollte ihn begrüßen. Aber Sven warf ihm nur einen ziemlich verächtlichen Blick zu. Nein, so wie dieser möchte ich nicht werden, dachte er bei sich.

Herr Sommer hatte heute gar keine richtige Andacht finden können. Die ganze Zeit über ging ihm dieser Sven durch den Kopf. Dass der sich überhaupt hierher wagte? Was wollte der denn in unserer Kirche? Er kannte den Sven schon als Kind. Eigentlich kein schlechter Junge, aber immer mehr verdorben. Kein Wunder auch bei diesem Elternhaus, musste Herr Sommer denken. Dabei fielen ihm seine beiden eigenen Söhne ein: Jens, der angehende Rechtsanwalt und Eric, der frischgebackene Lehrer. Gott sei Dank, aus den beiden sind wenigstens ordentliche Menschen geworden. Immerhin hatte er sie ja auch gut erzogen. Nein, für solche Rechten wie für diesen Sven hatte er ganz und gar nicht viel übrig.

Jetzt, nachdem er pensioniert war, hatte er auf einmal mehr Zeit. Da arbeitet er ehrenamtlich in seiner Kirchengemeinde mit. Vor allem im Kontaktkreis für Asylanten und andere Zugezogene. Sie besorgen den Menschen Wohnungen, geben Nachhilfeunterricht in Deutsch. Sammeln Möbel, Geschirr und gute Kleidung. Organisieren gemeinsame Feste. Herr Sommer ist in diesen Kreisen ein angesehener Mann. Nicht zuletzt wegen seiner großzügigen Spenden. Nein, er gehört nicht zu denen, die alles nur für sich behalten wollen. Denn er spendet jedes Jahr kräftig für seine Kirchengemeinde und auch für „Brot für die Welt“.

Ja, in den Worten des Predigers fand sich Herr Sommer absolut wieder. Er erlebte sich geradezu darin bestätigt. Hatte er doch im Grunde ein gutes Herz. Ein Herz für Ausländer, für alte Menschen, für Kinder ... Und ebenso für diesen Sven! Mein Gott, dass sich dieser Junge immer wieder in meine Gedanken einschleicht, dachte Herr Sommer. Vielleicht hätte ich mich doch mehr um ihn kümmern sollen? Aber woher denn die Zeit neben meinen vielen ehrenamtlichen Verpflichtungen und neben meiner Familie nehmen?

Aus seinen Gedanken fand Herr Sommer erst wieder heraus, als angesagt wurde, wofür heute das Dankopfer bestimmt sei. Den verächtlichen Blick von Sven nach dem Gottesdienst wurde er auf dem Weg nach Hause nicht richtig los. Immerhin, so dachte er, war der Junge die ganze Zeit in der Kirche geblieben. Hätte ich ihm gar nicht zugetraut. Zu Hause angekommen, fiel Herr Sommer auf, dass er eigentlich von der ganzen Predigt nur den einen Satz behalten hatte: „Gott aber sieht das Herz an.“ Da sieht es bei mir wohl recht gut aus, dachte er bei sich. Aber immerhin nahm er sich vor, bald einmal mit Sven zu reden.

Wer gleicht hier dem Pharisäer aus Jesu Geschichte und wer dem Zöllner? Wer geht schließlich gerechtfertigt in sein Haus? Hat womöglich jede und jeder von uns etwas von dem Pharisäer in sich? Warum müssen wir uns denn immer wieder mit anderen vergleichen, uns selbst erhöhen, indem wir andere verachten? Und steckt nicht eigentlich hinter allem vergleichenden Denken die heimliche Angst, selber zu kurz zu kommen? Auch vor Gott zu kurz zu kommen? Dazu kommt: Wie gering mag ein Mensch von sich denken, wenn er andere ständig abwertet?

Oder gleichen wir alle nicht auch jenem Zöllner, wenn wir in unserem Herzen erkennen: Letztendlich stehe ich vor Gott mit leeren Händen! Ich bin doch ganz auf seine Barmherzigkeit angewiesen. Doch wie schwer finden wir andererseits aus dem vergleichenden Denken heraus? Im Alltag und in der Kirche? Gott sei Dank – das höre ich für mich ganz deutlich aus dem Evangelium heraus – gibt es für solches vergleichende Denken vor Gott keine Grundlage. Der ist nämlich überhaupt nicht bestechlich. Und wer tatsächlich glaubt, vor Gott mehr bieten zu können, als ein anderer, der hat wohl vom Evangelium noch nichts verstanden.